

Sächsische

4	A
---	---

2378

Landesbibl.

St. D. 1

Geschichtliche Wanderfahrten

Herausgegeben von Dr. Artur Grabant

Nr. 21

Das alte Chemnitz

Von Dr. phil. Otto Rudert



1931

Verlag von C. Heinrich, Dresden-N.

Geschichtliche Wanderfahrten

Bisher erschienen folgende Heftchen:

- Nr. 1. Dr. A. Brabant**, Oberstaatsarchivar, Dresden:
Der Große Garten und seine Umgebung
als Kampfplatz
- Nr. 2. K. Scheiblich**, Oberlehrer, Dresden:
Von alten Wegen rings um Dresden
- Nr. 3. A. Scheer**, Lehrer, Dresden:
Dresden-Johannstadt, die Welt vor dem
Ziegelschlag
- Nr. 4. O. Mörtsch**, Oberlehrer i. R., Dresden:
Dom Burgward Briesnitz bis zum Burg-
berg Niederwartha
- Nr. 5. O. Mörtsch**, Oberlehrer i. R., Dresden:
Eine Elbwanderung
- Nr. 6. Dr. K. Großmann**, Direktor des Stadt-
museums, Dresden:
Die Albrechtsschlösser bei Dresden
- Nr. 7/8. Dr.-Ing. H. G. Ermisch**, Reg.-Baurat
(Vorstand der Zwingerbauhütte), Dresden:
Der Dresdner Zwinger u. seine Erneuerung
- Nr. 9. Dr. Otto Koepert**, Oberstudienrat Professor,
Dresden:
Altsächsische Jagdschlösser

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags

1818.
Landes-
Bibl.



Schloßkirche, Nordportal

Geschichtliche Wanderfahrten

Herausgegeben von Dr. Artur Brabant

Nr. 21

Das alte Chemnitz

Von Dr. phil. Otto Rudert

*

1932

Verlag von C. Heinrich, Dresden-N.

Sächsische
Landesbibliothek

29 OKT. 1981

Dresden

1. Wie Chemnitz ward

Von den drei wichtigsten Städten Sachsens: Dresden, Leipzig und Chemnitz, hat zweifellos Chemnitz das ungünstigste Schicksal gehabt, nicht in der Geschichte allein, auch in der Weltmeinung. Dresden ist ein Wallfahrtsort aller Kunstfreunde geworden, Leipzig sieht auf seinen Messen ganz Europa und die Hälfte der Erde. Und das „rußige“ Chemnitz?

Eigentümlich: so bald der Deutsche den Ortsnamen Chemnitz hört, so denkt er an rauchende Schornsteine, Ruß, öde Fabrikbauten, dürftige Arbeiterquartiere. Vielleicht ist sogar das Ausland gerechter mit dieser Stadt, denn mir sagte in dem französischen Malerdörfchen Barbizon bei Fontainebleau 1931 eine Französin: „Ah, vous êtes Saxon ... de Chemnitz ... voilà mes bas“, sie deutete auf ihre seidenen Strümpfe „gutt ... et ... sähr billik“. Also wenigstens ein Lob des sächsischen Manchester ... Und doch (ohne vom Lokalpatriotismus angefränfelt zu sein, der mir als erst „dreijährigem“ Chemnitzer ganz fern liegt): Chemnitz ist viel schöner als sein Ruf, viel reicher an Sehenswertem, als der Unkundige denkt. Wenn die folgenden Blätter dazu beitragen, weitesten Kreisen ein wahreres Bild der Stadt zu geben, so würde ich mich reich belohnt sehen. Natürlich ist Chemnitz weder ein Dresden noch ein Dinkelsbühl, nicht einmal ein Meissen. Aber es besitzt auch heute noch eine reiche Fülle altertümlicher Bauten, alter Kunstschätze und malerischer alter Winkel.

Noch ehe die Siedlung Chemnitz am gleichnamigen Flusse entstand, gab es bereits die deutsche Niederlassung, die heute irrtümlich „Schloß Chemnitz“ heißt. Besser würde sie „Kloster Chemnitz“ genannt, denn auf dem „Schloßberge“ ließen sich 1143 die Benediktiner nieder. Der „locus Kamenic dictus“, der in der Urkunde vom gleichen Jahre erwähnt wird, war wohl

eher die Slawensiedlung Alt-Chemnitz (heute in Chemnitz-Stadt einverleibt), als eine Urform der heutigen Stadt. Dieser begegnen wir erst rund hundert Jahre später in der Urkunde vom 9. Juli 1254, durch die Papst Innozenz IV. den Benediktinern das Patronatsrecht über die „ecclesiam parrochiale in Kemeniz“ verleiht. Diese „Stadtkirche“ ist unzweifelhaft die heutige Kirche zu St. Jakobi. Übrigens muß Chemnitz damals bereits eine beachtliche und festummauerte Siedlung gewesen sein, denn am 14. Februar 1264 überläßt die Landgräfin Margaretha von Thüringen (die unglückliche Tochter des großen Staufers Heinrich VI. und Mutter Friedrichs des Freidigen und Diezmanns) ihr Patronatsrecht über eine zweite Kirche „sancti Johannis extra muros“ — die heutige Johanniskirche — ebenfalls den Benediktinern. Ob eine ebenfalls dort erwähnte Kirche — als „forensis“ bezeichnet — wirklich die 1254 erwähnte Pfarrkirche ist oder eine andere, jetzt verschwundene, sei dahingestellt.

Die Johanniskirche gehörte zu einem Spitale für die „Sunder-siechen“ (die Auswärtigen), wie wir das in fast allen Städten jener Zeit finden. Eine Urkunde vom 25. März 1399 berichtet bereits, daß es einen Johannisfriedhof (heute Karl-Marx-Platz) gab. Sie berichtet — neuhochdeutsch übertragen — wie folgt: „St. Johannisfriedhof. Da soll niemand Vieh treiben, weder der Pfarrer noch andere Leute. Wenn aber jemand Anspruch auf das dortige Gras erheben könnte, so wäre der Pfarrer am ehesten dazu berechtigt“. Demnach war der Friedhof größtenteils unbelegt, — übrigens ganz natürlich, denn außerhalb der Stadt begrub man in jenen Zeiten nur Seuchenleichen und — Verbrecher. „Ehrliche“ Tote setzte man in den Stadtkirchen bei oder bestattete sie wenigstens auf den Friedhöfen um diese herum, mitten in der Stadt.

Auf dem Friedhofe der Stadtkirche müssen liebliche Zustände geherrscht haben. Von ihnen spricht eine Beschwerde des Bischofs Dietrich von Meißen vom 9. Juli 1468:

„Als wir neulich bei Euch in Chemnitz weilten, verhandelten wir mit Euch darüber, daß aus den Häusern, die an der Kirche

„liegen, allerhand auf den Kirchhof gegossen wird. Dabei be-
„schlossen wir mit Euch, den Kirchvätern und Euren Pfarrern,
„daß solches Gießen und die Rinnen, durch die der Unrat aus
„den Häusern auf den Kirchhof fließt, völlig verboten werden
„sollten. Jetzt haben wir erfahren, daß dies nicht geschehen ist.
„Wir ersuchen Euch also mit Nachdruck, anzuordnen, daß die
„Leute, die um den Kirchhof wohnen und Fenster nach dieser
„Richtung haben, aus denen man gießt, solches Gießen auf den
„Kirchhof unterließen und abstellten und die Rinnen, durch die
„die unreinen Gewässer aus ihren Häusern fließen, verstopften,
„abnehmen und die Fenster, und Löcher, aus denen sie gegossen
„haben, schlössen und vermauerten. Denn die Stätte ist geweiht,
„auf der die Körper der verstorbenen gläubigen Menschen
„ruhen und rasten sollen.“

Am 16. Januar 1510 befaßt sich ein Brief des Herzogs
Georgs des Bärtigen sogar mit einem Totschlage, den ein älterer
Student auf dem gleichen Kirchhofe verübt hatte. Friedhöfe
als Sammelplatz dunkler Elemente waren übrigens noch im
18. Jahrhundert nicht selten. Sie bildeten sogar den Tummel-
platz „liederlich gelebter Weibspersonen“ ...

Die Nikolaiikirche „vor Chemnitz“ spielt in einer Abmachung
des Abts Ulrich und Hermanns von Waldenburg vom 2. Juni
1333 eine Rolle. Auf ihrem „Kirchhofe“ sollen in Zukunft die
„Landgedinge“ (eine Art Provinziallandtag) abgehalten werden.
Außerdem gab es außerhalb der Stadt zwei Spitalkirchen:
St. Georg (am 25. April 1474 erwähnt) und „sancti spiritus
vel Sigismundi (ebenda aufgeführt). Den Stadtkern umschlossen
Mauern, die 1453 umgebaut — vermutlich verstärkt — wurden.
Der Baustoff waren Kalksteine vom Schellenberge (Augustus-
burg); am 13. März dieses Jahres erlaubte Kurfürst Friedrich II.
(Placabilis) den Chemnitzern, sie „an dem berge unsers flosses
,zu Schelinberg' zu brechen. Der Verlauf der Anlagen ist noch
heute leicht festzustellen, wenn auch nur noch ein Turm erhalten
ist: der bekannte „Rote Turm“. Der Straßenring Theaterstraße-
Poststraße umschließt das mittelalterliche Chemnitz, dessen
Mauern etwa 8—10 m weiter nach dem Stadttinnern standen.

Eine Art Palisade — „der Zaun“ oder „der Zwinger“ genannt — umgab weiterhin die Mauer. Der Sinn dieser doppelten Umwallung wird durch den obenberührten Vertrag vom 3. Juni 1331 klar: hierhin retteten sich bei einer „landgefluchte“, d. h. beim Herannahen eines Feindes, die Bauern der Dörfer, die verpflichtet waren, den „Zaun“ in Ordnung zu halten (auch im Leipziger Schöffenspruch vom 7. März 1457 erwähnt). An all dies gemahnt heute noch der Name Zwingerstraße.

Die Festungswerke der Stadt bildeten bis zur endgültigen Auflassung der Stadt den Ärger der Bürger und der Landesregierung. Beider Bestrebungen standen sich hier gegenüber. Die sächsischen Bürger des 16. und 17. Jahrhunderts waren wenig kriegerisch. Wachstehen oder gar kämpfen liebten sie nicht. Außerdem hatten die meisten Bürger vor der Stadt ihre „Kohlgärten“, vermögendere womöglich noch ein Landhaus, eine Industrieanlage (in Chemnitz Färbe oder Bleiche). Das alles ging bei einer Belagerung zugrunde, wurde zum mindesten verwüstet. Auch die Stadt und ihre Häuser waren dann durch „Seuereinwerfen“ (Schießen mit Brandkugeln, den sogenannten Kartassen, oder Pechpfeilen) schwer gefährdet. Lieber „affordierte“ man mit dem Feinde, zahlte eine „Brandschätzung“ und rettete wenigstens das Dach über dem Kopfe. Der beste Vorwand, im Falle eines Angriffs die Stadt zu übergeben, war der schlechte Zustand ihrer Mauern. Deshalb ließ man sie nach 1500 fast planmäßig verfallen. Nur Dresden erhielt in jenen Jahren neue Werke. Aber hier sah der Kurfürst selbst unmittelbar nach dem Rechten. Auch die Wehrverfassung der Städte lag im argen, und selbst das „Defensionswerk“ von 1612, geschaffen in der Vorahnung des nahenden Unheils, änderte nur dort etwas, wo die Landesregierung den Stadtbehörden genau auf die Finger sehen konnte.

So traf der „Große Krieg“ Chemnitz ebenso ungerüstet wie Leipzig. Von 1632 an, als Graf Holck mit seiner fliegenden Heeresgruppe Chemnitz überrumpelte (Graf Holck war übrigens Protestant, doch hinderte ihn das nicht, seine Bekenntnisbrüder ohne jede Spur von Treu und Glauben zu schinden und aus-

zuplündern), bis zum Kriegsende war die Stadt die ständige Beute bald dieser, bald jener „Armada“. Das eigene Kriegsvolk hauste schlimm genug. Pest und Feuersbrünste taten das ihrige, und 1648 war die einst wohlhabende Stadt eine große Brandstätte, deren Bevölkerung zum größten Teile tot oder „verloffen“ war, d. h. auf gut Glück das weite gesucht hatte. Hundert Jahre Wiederaufbau: dann kam der Siebenjährige Krieg.

Für Chemnitz bedeutete er diesmal weniger Mord, Brand und Raub, dafür aber nahezu den wirtschaftlichen Untergang. Friedrich II. von Preußen verfügte über ein System der Ausplünderung unserer Heimat, das sich von den Hordischen Raubzügen nur insofern unterschied, als es die körperlichen Mißhandlungen durch seelische ersetzte. Die Offiziere, die mit der Eintreibung der unerschwinglichen Kontributionen beauftragt waren, kannten die Unerbittlichkeit ihres Königs. Wohl oft sehr gegen ihren eigenen Willen mußten sie die härtesten Mittel anwenden: Branddrohung, Verhaftung der Stadträte, die oft wochenlang „auf dem Rathause“ saßen, d. h. als Geiseln festgehalten wurden, bis wenigstens ein Teil der Summen in bar, in Edelmetall (Tafelsilber, Schmucksachen) oder in „guten Wechselln“ aufgetrieben worden war: immer das Schicksal vor Augen, nach Spandau geschleppt zu werden. Die Bürger verloren ihr Letztes: ihre Warenvorräte „requirierten“ die Preußen, strafweise Einquartierung — falls man den Beitrag zur Kontribution nicht zahlen konnte —, Spitzbübereien der Soldaten, die — namentlich in den „Freiparteyen“ — wenig mehr als uniformierte Räuber waren. Schließlich zwang der Preußenkönig die sächsische „junge Mannschaft“, unter seinen Fahnen gegen ihren eigenen Kurfürsten und gegen ihr Vaterland zu kämpfen. Und das erst recht, als diese jungen Leute scharenweise davonliefen, um in dem „sächsischen Korps in französischem Solde“ in Hannover unter dem sächsischen Prinzen Xaver zu kämpfen.

Diesmal sah der Friedensschluß zwar keine rauchende Trümmerstätte (dieses Schicksal hatte Dresden betroffen, dessen schönste Viertel preußische Brandgranaten im Juli 1760 in Flammen gesetzt hatten), aber eine wirtschaftliche Ruine. Eiserner

Gleiß, Sparsamkeit, eine väterliche Landesherrschaft — Friedrich Christian, Prinz Xaver, dann Friedrich August der Gerechte — ließen allmählich die Stadt wieder zum Leben erwachen. Aber der Wohlstand blieb bescheiden. Der Bürger baute schlichte, einstöckige Häuser. Chemnitz um 1800 ist eine Landstadt ohne besonderes Gesicht, eher ärmlich als wohlhabend. Wenn die napoleonischen Kriege die Stadt auch nur streiften: Chemnitz ward ein Etappenort der Großen Armee. Das bedeutete Einquartierungslasten, die gar nicht oder schlecht vergütet wurden. Nicht alle durchziehenden Truppenteile benahmen sich musterhaft, obschon das französische Etappenkommando auf Ordnung sah. Besonders 1813 verloren die französischen Offiziere die Nerven, die Bevölkerung war ihrer Gesinnung nach geteilt; erst als 1814 Preußen ernstlich daran ging, Sachsen an sich zu reißen, besannen sich alle auf ihre Pflicht. Zum zweiten Male mußte der greise König Friedrich August der Gerechte daran gehen, sein zerrüttetes Land aufzubauen.

Ein neuer Feind erhob sich gegen die Industriestadt Chemnitz: die Maschine. Die neuzeitlichen Arbeitsweisen Englands bedrohten den Absatz der Chemnitzer Tuchmacher und Färber. Zusammenbrüche, Arbeitslosigkeit, Not und infolgedessen Unruhen kennzeichnen auch in Chemnitz die Wendejahre von 1830 bis 1849. Nicht umsonst waren die besten Truppen der Aufständischen die Chemnitzer Turnerschützen, deren Führer, Advokat Böttcher, am 7. Mai vor der Barrikade auf der Moritzstraße bei einem Sturmangriff gegen das Militär den Tod fand. Seine Leute waren es auch, die mit bewundernswertem Mute das „Turmhaus“ (heute Palasthotel Weber, am Postplatz in Dresden) verteidigten.

Erst die folgenden Jahre brachten Chemnitz den ersehnten wirtschaftlichen Aufschwung. Aus bescheidenen Anfängen wurden Riesenunternehmen, wie z. B. die Lokomotivenfabrik Hartmann. Überhaupt bedeutete die Blüte der Eisenindustrie für die Stadt eine Zukunft. Schritt für Schritt wuchs sie zur Mittelstadt, zur Großstadt: vielleicht zu rasch, um wirklich „gesund“ zu wachsen. Nach der Jahrhundertwende besonders

entstand ein wahres Baufieber, das leider vor dem geschichtlich Gewordenen wenig Achtung bezeugte. So entstand an Stelle des malerischen alten Rathauses mit seinen anmutigen Lauben der prächtige Neubau mit seiner Tischlerrenaissance, die schönen alten Kirchen wurden „renoviert“. Man wollte eben auch nach außen „Großstadt“ sein.

Der Weltkrieg bremste vorübergehend diesen — zuweilen zweifelhaften — Fortschritt. Nachdem er und die Inflation überwunden waren, schien der Weg der Stadt Chemnitz erstaunlich aufwärts zu führen. Neue Herstellungsarten steigerten Erzeugnisse, Einkünfte. Allenthalben erwiesen sich die Ausmaße der Stadt als zu eng: Siedelungen am Stadtrande entstanden, meist künstlerisch recht beachtlich. Die öffentlichen Gebäude reichten nirgends aus: neue Schulbauten — Realgymnasium, Industrieschule —, ein neues Stadtbad, ein neues Elektrizitätswerk wurden errichtet oder begonnen. Auch die Geschäftswelt schuf neuzeitliche Bauten von Kunstwert: den Opelhof, das Kaufhaus Schocken, Kaffeehaus Freund, die einen neuen Ton in das Straßenbild brachten.

Leider kam mitten in diesen — fast ungeahnten — Aufschwung, der noch 1928 sicher schien, die furchtbare Erwerbslosigkeit, die seit 1929 zu einem wirklichen Verhängnis ward. Die Wassernot, hervorgerufen durch die auffällig heißen und trockenen Sommer von 1928 und 1929 und den harten, ebenfalls sehr trockenen Winter von 1928/29 — am Morgen des 11. Februar 1929 erreichte die Kälte mit -30° in der Stadt ihren Höhepunkt —, die rasch wachsende Bevölkerungszahl veranlaßten den Bau der Riesensperre im Saydenbachtale, ein Unternehmen, das der Stadt viele Millionen kostete und sie zwang, alle andern Bauten — auch das schon begonnene Stadtbad — einzustellen. Eine lange Reihe von Industriezusammenbrüchen warf gerade in Chemnitz Zehntausende auf die Straße. Alte Namen, deren Ruf weit über Sachsen hinausging: Hartmann, Poege usw., gingen unter. Und in den verhängnisvollen Julitagen riß der Labusenstandal wiederum eine ganze Reihe Textilfirmen in den Abgrund: neue Arbeitslose, neue Steuer-

ausfälle, neues Elend. Die „rauchenden Schornsteine“, einst Chemnitz' Wahrzeichen, sind heute leider nur noch Grabsäulen vernichteter wirtschaftlicher Größe, zerstörter Arbeitsmöglichkeit.

Wie 1648, 1763 und 1830 steht Chemnitz, jetzt als Großstadt, vor der ungeheuer erschwerten Aufgabe des Wiederaufbaus, der diesmal nicht in den Händen Sachsens, nicht in denen des Reichs, sondern in denen Europas, ja der Kulturwelt liegt. Wir hoffen auf sie...

2. Ein Gang durch die Stadt

Also, lieber Dresdner, Leipziger ... oder Wurzener Freund! Du bist in Chemnitz Hauptbahnhof angekommen, mit der üblichen „kleinen Verspätung“: der Zug „hatte keine Einfahrt“. So hast du schon einen Beweis für die Tatsache: unsere Bahnanlage reicht für die heutigen Verkehrsverhältnisse nicht mehr aus; schon seit langem nicht mehr. Man hat hier und da erweitert, verbreitert, ohne recht zum Ziele zu kommen. Der Grund dafür? Chemnitz hat in seinem raschen Wachstum seinen Bahnhof so umflammert, daß eine wirksame Erweiterung unmöglich geworden ist. Man müßte die gesamte Anlage weiter an die Stadtgrenze verschieben oder ein paar Straßenzüge niederlegen. Wer soll das heute verantworten?

Nun stehst du vor dem Bahnhofsgebäude und weißt nicht recht, wie du in die Stadt gelangen sollst. Scheinbar geht der nächste Weg geradeaus. Aber die meisten deiner Mitreisenden streben nach der Straße zur Rechten, die an dem merkwürdigen Hotelbau abgeht. Ein Hotel im gotischen Stile! Du staunst. Ich habe das früher auch einmal getan. Dieser Bau sollte eigentlich gar kein Hotel werden, sondern — ein Königsschloß. Ein reicher Chemnitzer kam auf den Einfall, dem Könige Albert ein „Stadtschloß“ in Chemnitz schenken zu wollen. Natürlich lehnte König Albert dieses Geschenk genau so ab wie später Friedrich August III. die Lingnersche Erbschaft: Schloß Tarasp. So ward aus dem Schlosse ein Gasthaus. Es ist auch innen ganz sehenswert mit



Särberhaus Odrich

seinen gewölbten Zimmerdecken und Malereien. Unsere Zeit hat freilich für solche „Stillechtheit“ wenig mehr übrig.

Wärest du nach Chemnitz gekommen, um die Großstadt zu sehen, so würden wir jetzt die Bahnhofsstraße einschlagen. Sie endet in dem Opernplaz: unmittelbar in der Mitte die Oper, rechts der neuerbaute „Chemnitzer Hof“, das Sorgenkind seiner Erbauer, Besitzer und Pächter, ein Bau, für das aufblühende Chemnitz berechnet, nicht für das notleidende von 1931. Zur Linken steht der Museumsbau. Die Sammlungen sind beachtlicher, als der Fremde vermutet. Die Gemäldesammlung der „Kunsthütte“ ist zwar nicht groß, aber ausgewählt. Viel gute neuere und neueste Werke, daneben einige gute Romantiker. Leider ist eins der besten Bilder dieser Schule, Adrian Ludwig Richters „Übergang über die Surt“ in München beim Brande des Glaspalastes mit zerstört worden. Außer einem wohlgeordneten, sehenswerten naturgeschichtlichen Museum befindet sich hinter dem Bau eine urzeitliche Seltenheit: „der versteinerte Museumswald“, wie man hier sagt, d. h. versteinerte Baumstämme von ausgezeichneter Größe und Erhaltung, die in der Umgegend gefunden worden sind, viele Jahrtausende alt. Aber wir wollen das geschichtliche, das alte Chemnitz kennen lernen. Demnach überschreiten wir die Bahnhofsstraße und gehen geradeaus.

Auch hier zunächst ein Stück neueste Zeit: der Sammelplatz der Autobusse, durch die Chemnitz mit den fernsten Winkeln des Erzgebirges verbunden ist. Willst du echten „arzgebargschn“ Dialekt lernen: hier hast du die „baste Quelle“, sobald deine „Uhren“ sich an diese lieblichen Laute gewöhnt haben... Rechts neben uns, die ziemlich trostlose Mauer mit dem schmalen Eingang umschloß bis zum Jahre 1930 eine Sehenswürdigkeit der Stadt: den Zoo. Leipzig lieh alljährlich für die Sommermonate einen Teil seines Tierbestandes aus. Aber das Unternehmen vermochte keinen festen Fuß zu fassen: der Eintrittspreis war für das bescheidene Gebotene erheblich zu hoch. Außerdem war der Garten der „Linde“ — das Gasthaus liegt der Oper schrägüber — räumlich zu beschränkt, und der gute

Gedanke, den Stadtpark zum Zoo umzugestalten, ward unausführbar durch die Geldnöte der Stadt. Auch der Allgemeinheit einen der beliebtesten Spaziergänge zu entziehen, erschien nicht unbedenklich.

Am Waisenplaz sind wir mitten in dem Chemnitz des beginnenden 19. Jahrhunderts. In der Mitte steht die Waisenschule. So baute man damals Schulen. . . Du wirst noch Ärgeres sehen. Die Ziegelstraße mit ihren alten, baufälligen Häusern, verlassenen Industriebauten gibt ein Bild der Chemnitzer Vorstädte um 1850. Aus solchen Quartieren zogen 1849 die Turnerschützen nach Dresden. Um so riesiger wirkt am Straßenende das Warenhaus Schocken, eine geniale Schöpfung heutiger Baukunst, ein Gedicht aus Beton und Glas, ein Zukunftsbild.

Jetzt sind wir auf der Brückenstraße. Einst gab es hier wirkliche Brücken: Der Gablenzbach floß damals noch offen. Beim Neubaue der Firma Schocken besann er sich auf sein freies Dasein von ehedem und verwandelte die Ausschachtung in das „Freibad Schocken“, wie wir im Sommer 1929 wickelten. Den Bauleitern war das gar nicht scherzhaft. Die Brückenstraße ist eine Chemnitzer Sehenswürdigkeit, wenn sich auf ihr Mittwochs und Freitags der „Brückenmarkt“ abspielt. Dann preist man in vielen Dutzenden von Buden Eier, Gemüse, Obst, Bäcklinge, aber auch Taschentücher, Strümpfe, Stoffe an. Dafür sind wir in Chemnitz. Du wunderst dich über das unansehnliche, verfallende Gebäude unmittelbar neben dem Kaufhaus Schocken? Jawohl, es wartet auf seinen Abbruch. Aber bis Ostern 1931 war es — eine höhere Schule: die Deutsche Oberschule für Mädchen und Aufbauschule, gegründet 1925.

Halt! Wir müssen warten. Das Straßenkreuz Dresdner, Augustusbürger, Brücken- und Äußere Johannisstraße überquert man so einfach nicht. Da siehst du ein Stück Chemnitzer Verkehr. Du wunderst dich. In Leipzig, in Dresden ist der Verkehr ja auch beachtlich. Aber hier? Unwillkürlich denkst du an Paris, etwa Place St. Michel? Das stimmt ungefähr. Aber dort ist die innere Disziplin der Kraftwagenführer und — Fußgänger größer. Noch immer denkt bei uns jeder: „Paß’

du auf...“, drüben: „Ich passe auf...“ So ist der Unterschied. Endlich ... jawohl, geradeaus: in das Straßenstümpfchen mit den Häuserchen hinein. Und plötzlich sind wir in einer Kleinstadt: Walmdächer, Obstspalier an der Hauswand. Vor uns steigt eine Erhebung auf mit einer Kirche: St. Johannis. Jesuitenbarock, schlecht „modernisiert“. Alte Grabsteine stehen an den Wänden. Wir wollen sie uns ansehen; es sind gute Stücke darunter: eine Zopfurne mit Putto (für Johann Zacharias Sischer, † 1788), ein etwas überladener Aufbau: eine weibliche Gestalt hält zwei große Inschrifttafeln, neben ihr eine Urne und beiderseits ein Medaillon (für Johann Georg Esche, † 1792). Der leere Sockel hinter uns trug früher das Denkmal zweier Salzburger, die ihres Glaubens wegen die Heimat verließen und auf ihrer Wanderung nach Brandenburg hier 1732, trotz ungemein freundlicher Aufnahme, den Anstrengungen erlagen. Wie zahlreiche andere Steine ist dieses Denkmal heute im Geschichtsmuseum aufgestellt, das wir noch besuchen werden.

In dem umzäunten Raume stehen weitere beachtliche Denkmäler: für den Stück- und Glockengießer Andreas Hann († 1833; Geschützrohr und Glocke auf einem Sockel), für Dorothea Elisabeth und Johann Christoph Siegert († 1753 und 1756; formschöne Rokokoarbeiten), eine beachtenswerte Barockpyramide, leider durch wilden Wein überwuchert; eine späte Barockarbeit. Endlich eine sitzende weibliche Gestalt — die Inschrift des Steins ist verschwunden —, die Arbeit gehört aber der Zeit um 1735 an. Die weite Rasenfläche vor uns, mit Bäumen bestanden und von Wegen durchzogen, ist der alte Johannisfriedhof, heute zum Spiel- und Parkplatz umgewandelt. Einzelne Grabstätten sind noch erhalten: die von Christian Gottfried Becker, dem man vor dem Polizeipräsidium ein Denkmal gesetzt hat. Becker, ein reicher Industrieller, ist der Begründer des Berufsschulwesens in Sachsen und ein aufrichtiger Menschenfreund gewesen, der leider früh starb. Eine Gruppe schlichter Gräber mit gußeisernen Platten und Gittern erinnert an das Jahr 1870/71. Hier liegen Franzosen, die damals in der Gefangenschaft starben. Wie menschlich, wie haßlos waren damals die Kriege...

Noch eine Merkwürdigkeit: unmittelbar neben dem Becker-
schen Grabe ist ein Baum in einen alten Grabstein förmlich
hineingewachsen. Erfreulicherweise hat man dieses seltene
Naturspiel erhalten. Aber wir wollen zur Johanniskirche zurück-
kehren, denn eine Anzahl Grabsteine ist in dem Reste der alten
Friedhofsmauer eingelassen. Sie bildete einst die Rückwand der
„Schwibbögen“ (Grüfte), die man leider alle zerstört hat. Immer-
hin ist ihre Form noch gut erkennbar. Drei Platten aus ihnen
— für Siegmund Müller († 1755) mit Frau und Sohn (er starb
als Leipziger Student) — sind erhalten. Daneben zeigen die
Reste zweier Renaissancesäulen, wie man um 1600 die Schwib-
bögen ausstattete. Das Denkmal für M. Johann George Crusius
(† 1715) zeigt den Übergang vom Barock zum Rokoko. Der
Unterbau — drei Inschrifttafeln — ahmt den Sarkophag nach,
zwei Putten darüber halten ein Medaillon — ein Rokoko-
gedanke —, das Ganze krönt eine Urne, überragt von einer
Strahlenglorie. Wir folgen nun der alten Friedhofsmauer.

Zunächst sehen wir das Denkmal für Anna Barbara Freyghin
(† 1793). Vor einer Reliepyramide baut sich altarartig eine
klassische Architektur um eine schlichte Urne auf. Aus Rochlitzer
Porphyr ist die teilweise zerstörte Barockpyramide für August
Matthes († 1769). Das Barockdenkmal eines Geistlichen mit
Bildnismedaillon (um 1730) ist 1862 neu verwandt worden.
Die gute formenschoene Pyramide für Elisabeth Beck († nach
1722) ist leider teilweise zerstört, ebenso der Stein für Sebastian
Schüze († 1701), dem vor allen die Flankenfiguren fehlen. Das
Mittelfeld — Inschrift auf einer Tuchdraperie — ist auffällig
gut erhalten.

Die düstere, alte Friedhofsmauer ist im Frühjahr 1931 fast
völlig abgetragen worden. Wir sehen unmittelbar neben uns
das rege Leben der Zschopauer Straße und folgen ihr bis zur
Annenstraße. Sie soll uns führen. Eine kahle, etwas unfreund-
liche Häuserreihe — wir sind mitten im „Strumpfwinkel“.
Zahlreiche Firmenschilder nennen oft erheblich ausländische
Namen: Aufkäufer aus dem Balkan, dem Osten, dem Oriente.
Bei schönem Wetter an den Straßenecken Gruppen von Handels-

leuten, die oft besser jiddisch als deutsch sprechen. Zuweilen sieht man noch echte Galizier im Kaftan, Ringellöckchen vor den Ohren, mit Patriarchenbärten, am Schabbes sogar mit dem Gebetstuche unter dem Arme.

Die verkehrsreiche Reitbahnstraße bildet eine Art Grenze dieses Bezirks. Zur Linken ein Bloß Schulgebäude: die erneuerte Schauseite des alten Realgymnasiums (heute Deutsche Oberschule für Mädchen und Aufbauschule), dahinter zwei alte unansehnliche Schulbauten, die Oberrealschule Annenstraße, die in der alten Logenschule bzw. Weberschule untergebracht ist. Ecke Brauhaus- und Annenstraße treffen drei Jahrhunderte zusammen: eine hochneuzeitliche Tankstelle, das Logengebäude im Stile nachgeahmter Zisterziensergotik und das ehemalige städtische Brauhaus mit seinem Walmdache aus dem dritten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Die Annaberger Straße, der wir jetzt rechts nach der Stadt zu folgen, weist noch eine Reihe Bürgerhäuser aus dem endenden 18. Jahrhundert auf, zum Teile ganz malerisch, mitten zwischen Prunkbauten der Zeit um 1900. Selbst große Firmen (Otto Lehm) haben die alten Hausreihen nicht zerstört, sondern mehrere Kleinhäuser zu einem Baue vereinigt. Jenseits der Poststraße setzt die Chemnitzer Straße unsern Weg fort. Ursprünglich hatte die Stadt hier ebensowenig einen Ausgang wie in der Kronen- oder Königsstraße. Erst im 19. Jahrhundert riß man den Gasthof „Zum Löwen“ nieder, der die Kronenstraße nach der Reitbahnstraße zu versperrte. Die Chemnitzer Straße ward geöffnet, als man die Hauptpost in einer Art Tischlergotik erbaute. Die Rathenaustraße, die heute den Markt unmittelbar mit der Königsstraße verbindet, ward sogar erst 1909 durchgebrochen.

Wir überschreiten die Langestraße, in der nur das kleine Eckhäuschen (Krück) an der Kronenstraße noch an alte Zeiten gemahnt. Das enge Marktgäßchen vor uns erinnert fast an die Tunesischen „Souks“, so eng drängen sich die — übrigens neuzeitlichen — Häuser heran. Verstärkt wird der Eindruck durch den Hofdurchgang, in den wir eintreten. Zur Linken sehen wir die

schmucklose katholische Kirche, ein alter Bogendurchgang führt uns auf den Roßmarkt. Jenseits des Platzes, auf dem Duzende von Kraftwagen parken, fällt die Häusergruppe Roßmarkt 3 und 4 auf. Im 18. Jahrhundert waren beide Häuser noch vereinigt zum Gasthose „Goldener Ring“. Im ersten Stockwerke von Nr. 4 (Vorraum der Kanzlei des Justizrats Böhmer) kann man noch deutlich die „Diele“ wahrnehmen, die in den Wirtshäusern jener Zeit und in — Lessings „Minna von Barnhelm“ eine so große Rolle spielte. Die nahe Lohstraße besitzt noch viele alte Bürgerbauten, wie das Gesamtviertel zwischen Theaterstraße, Klosterstraße, Roß- bzw. Holzmarkt. In Nr. 8 der Lohstraße verbarg sich am 28. Juni 1813 Theodor Körner, als er bei Kitzschen verwundet nach dem — zu diesem Zeitpunkte noch neutralen — Böhmen flüchtete. Wir wenden uns dem eigentlichen Markte zu.

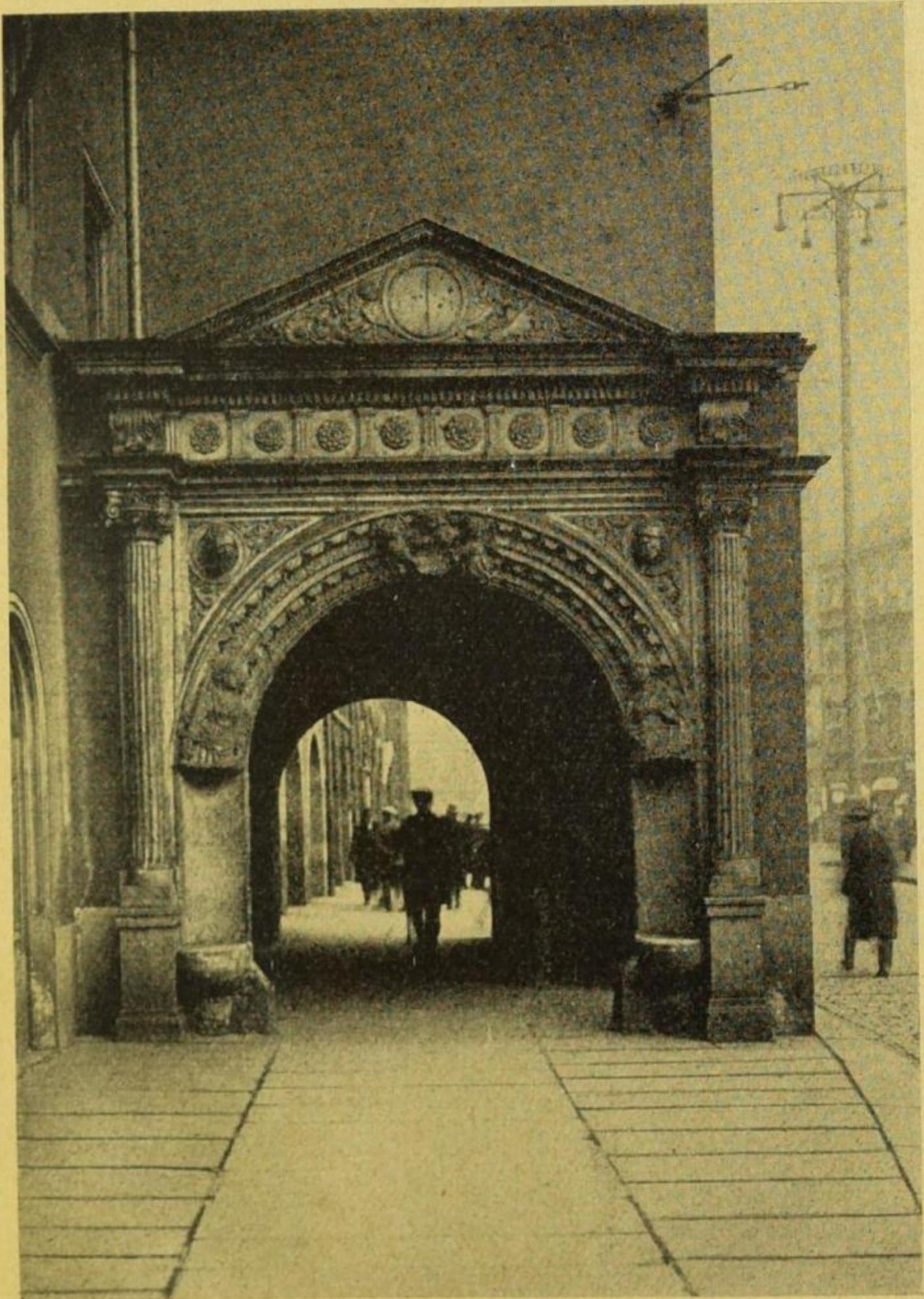
Durch den Neubau des Rathauses hat das frühere schöne Bild sehr gelitten. Die übersteigerte Ornamentik in verfälschter Renaissance vermag uns über den Verlust der alten malerischen Bauten nicht zu trösten. Echt und alt ist an dem Gebäude nur noch der Turm und sein Unterbau mit zwei formschönen Portalen in Hochrenaissance. Besondere Beachtung verdient das westliche mit Judith und Lucretia (eine biblische und eine antike Heldin), das ursprünglich zur Schauseite des „Römischen Kaisers“ (heute Geschäftshaus) Ecke Markt und Brettgasse gehörte. Die Häuser des Marktes selbst sind sehr ungleich an Höhe und Kunstwert. Neben prachtvollen Barockschaufseiten (Möbelhaus Lindner), Renaissancebauten (Römischer Kaiser) gibt es fast dürftige Gebäude, die verraten, wie ungleich des Lebens Güter allzeit in Chemnitz verteilt waren.

Hinter dem Rathause, von diesem fast verdeckt, steht die Jakobikirche. Die schöne gotische Kirche hat durch Umbauten, namentlich durch die letzte „Renovierung“, schwer im Äußeren gelitten. Wie beim Rathause ist uns bereits heute — nach etwa zwanzig Jahren — unverständlich, wie eine Stadt mit ihren altertümlichsten Bauten umgegangen ist. Eine übelverstandene „Fortschrittlichkeit“ hat hier Unschätzbares vernichtet. Die

Innere Klosterstraße, der wir jetzt folgen, besitzt noch eine Reihe alter Häuser: links „Stäbers Witwe“ (Nr. 3, 4), rechts die Löwenapotheke, dann wieder links „Das Kloster“, heute ein Bau der achtziger Jahre, aber im Hofe hat sich ein vornehmes Renaissanceportal erhalten. Der reiche figürliche Schmuck zeigt eine Männer- und eine Frauengestalt in der Zeittracht: wohl den Besitzer des Hauses und seine Gattin. Die beiden Rundmedaillons dürften die Bilder der Herzöge Georgs des Bärtigen und seines Bruders Heinrich von Wolkenstein sein, die 1539 bzw. 1541 starben und so eine Art Denkmal erhielten. Die Arbeit ist etwas teigig, offenbar von einem Provinzsteinmetzen gefertigt. Haus Nr. 19 auf der gleichen Straßenseite besitzt ein Spätrenaissancetor mit Ornamenten in Flachrelief, doppelt datiert: 1603 und 1669.

Der Hauszwerg Nr. 16 hat überhaupt nur zwei Fenster Breite. Wir gelangen auf die Theaterstraße. Zur Linken steht das „alte Theater“ (Schauspielhaus), dessen Ausmaße längst nicht mehr ausreichen. Dennoch ist es ein anmutiger Spielraum, gerade durch seine Begrenztheit beinahe gemütlich. In ihm erlebte ich vor nunmehr fast fünfundsiebenzig Jahren die Uraufführung von Anton Ohorns „Wasunger Krieg“. Das Stück ist längst vergessen und beinahe sein Verfasser auch, der als ehemaliger Mönch durch die „Brüder von St. Bernhard“ einmal fast eine europäische Berühmtheit und der Mittelpunkt erbitterter Geisteskämpfe geworden war. Ein abgesagter Feind des siegreichen Naturalismus hielt er wacker und — in der Provinz erfolgreich — das Banner einer sterbenden Kunst-richtung hoch: des Realismus. Die Riesenflut seiner Dramen, Romane, Gedichte und Jugendschriften bewahrt das Stadtmuseum auf. Chemnitz hat dem alten Barden die Treue über das Grab hinaus gehalten, ohne freilich sein Lebenswerk uns nahebringen zu können.

Nach links der Theaterstraße folgend gehen wir nach der Kaßberg-Auffahrt. Jeder Verkehrstheoretiker von heute wird zu dieser Anlage den Kopf schütteln. Trotzdem staunte man sie noch vor vierzig Jahren nicht wenig an. Ein großzügiger Plan,



Lucretia-Portal

sie gradlinig nach der Markthalle zuführen, ist bei den heutigen Wirtschaftsverhältnissen vorerst — ein holder Traum. Wir steigen nicht zum Kaßberg hinauf. Die Villen, die ihn größtenteils besetzen, oft in herrlichen Parkgärten gelegen, waren der Stolz der Stadt um 1900. Hier lebte das reiche Chemnitz, die Industriefürsten, hoch über der rauchigen Fabrikstadt, die ihnen dienstbar war. Heute — Inflation, Wirtschaftskrise. Wie im Sonnenviertel — der Arbeiterstadt im Osten — haßt auch auf dem Kaßberge die graue Sorge. Viele der mehr prunkvollen als schönen Bauten sind verlassen, suchen umsonst neue Herren ... verfallen.

Wir überschreiten die Chemnitz. Ihre Harmlosigkeit ist nur scheinbar. Nach schweren Unwettern, bei jäher Schneeschmelze im Gebirge kann sie sehr stattlich einherrschen. Nicht immer dürfte sie in dem heutigen Bette geflossen sein. Ausgrabungen haben klargestellt, daß sie ursprünglich vermutlich mitten durch die Stadt floß, aber schon frühzeitig abgelenkt ward, wahrscheinlich wegen ihres unsicheren Charakters und dann, um der Tuchindustrie besser zu dienen. Eine alte Tuchmacherei hat sich noch am Pfortenstege erhalten, stromaufwärts der Kaßbergauffahrt: mit dem Stege, der nicht gradlinig, sondern in einem Winkel den Fluß überschreitet, ein echtes Stück Alt-Chemnitz. Auf dem linken Ufer folgen wir auf einer schönen Kastanienallee der Chemnitz. Das aufgegebene Germaniawerk zur Linken zerfällt allmählich. Eine der Chemnitzer Industrieleichen. Bald stehen wir vor einer zweiten, deren lebendigen Zustand wir noch gesehen haben. An der Hartmannstraße steht der großzügige Verwaltungsbau der Hartmannschen Werke. Nächstens wird das Polizeipräsidium vom Beckerplatz dahin umsiedeln. Beinahe ein Sinnbild.

Durch die anmutigen Anlagen um das Reformrealgymnasium herum erreichen wir die Schloßteichanlagen. Als die Benediktiner noch auf dem Schloßberge saßen, war dieser Teich ein wichtiger Besitz: lieferte er doch die nötigen Gastenspeisen. Heute sieht man auf ihm zuweilen sogar kühn — Segeljachten kreuzen. Nicht allein Leipzig soll den Ruhm der „Seestadt“

haben... Wir halten uns zur Linken und umgehen den Teich bis zur Auffahrt, in deren Mitte ein eigentümliches Bauwerk in dem „gotischen“ Stile von Chemnitz um 1850 steht. Villa? Mausoleum?

Das letztere hat einmal fast zugetroffen. Im Winter 1866 ereignete sich auf dem Schloßteiche eine erschütternde Kata-



Klosterportal

strophe. Unter den Schlittschuhlaufenden Kindern barst das Eis, und die meisten stürzten ins Wasser. In der Stadt läutete man Sturm. Die — damals noch freiwillige — Feuerwehr eilte zu Hilfe. Trotzdem fanden viele Kinder im dicken Schlamm des Teiches ihren Tod. Ihre Leichen schaffte man behelfsmäßig in diesen Bau, von wo sie die Angehörigen abholten. Übrigens ist das geheimnisvolle Gebäude das — Eishaus der Schloßbrauerei. Wir gehen den Schloßberg hinan, um zunächst die

Schloßkirche zu besuchen. Auch sie ist der „Restaurierung“ nicht entgangen: 1897 hat sie ihren heutigen Turm bekommen. Sonst hat der Umbau von 1514—1525 ihr das Gepräge verliehen: späte Gotik.

Am 20. November 1522 legte der Klosterabt — Heinrich von Schleinitz, der diese Würde seit 1483 innegehabt hatte — sein Amt „sponte et libere“ nieder. Seit 1518 war Johann VII. von Schleinitz-Ragewitz Bischof von Meissen. Von ihm wissen wir aus den mannigfaltigsten Zeugnissen, daß er ein Kunstfreund und Kunstkenner war. Auch sein Vorgänger auf dem Meißner Stuhle, Johann VI. von Saalhausen, war ein baulustiger Herr. Diesen beiden Kirchenfürsten wird also einmal der Umbau der Chemnitzer Schloßkirche, vor allem aber ihr künstlerischer Schmuck zu danken sein. Der wichtigste Teil der äußeren Verzierungen ist zweifellos das auffällige Nordtor mit seinem dreistöckigen Figurenaufbaue. Der gotische Ornamentenrahmen ahmt hier Astwerk nach. Die ausgehende Gotik liebte solchen Schmuck, der auch auf dem Hauptaltar der St. Annenkirche zu Annaberg (1522 von dem Augsburger Bildhauer Adolf Dowher geschaffen) und den Grabsteinen des Georg und der Apollonia von Wedebach in der Leipziger Thomaskirche (bezeichnet 1517) zu finden ist.

Auffällig nahe der Renaissance steht aber bei allen den genannten Arbeiten der figürliche Teil, der wiederum eng verwandt mit zwei weiteren Bildwerken ist: mit dem Grabsteine eines Domherrn von Schleinitz († um 1520) in Naumburg (auch hier ist die gotische Architektur zweigartig gestaltet) und der „Schönen Pforte“ des ehemaligen Franziskanerklosters in Annaberg (um 1512 entstanden, heute in der St. Annenkirche). Der Meister H. W. der Chemnitzer Pforte ist dem Namen nach unbekannt. Aber sicher scheint es, daß zwischen allen den hier genannten Kunstwerken ein Zusammenhang besteht, daß sie einer Schule angehören, und daß Bischof Johann VII. von Schleinitz-Ragewitz die Persönlichkeit ist, die als Gönner der genannten Schule ihr in Sachsen weitgehend Arbeit und Geltung verschaffte. Im Kircheninnern ist die berühmte Geiße-

lung Christi in Holzschnitzarbeit aufgestellt (um 1515 entstanden), wohl eine süddeutsche Kunstschöpfung.

Unmittelbar hinter der Kirche befinden sich die Gebäude des ehemaligen Klosters. Als nach dem Tode Georgs des Bärtigen das Minoritenkloster in der Stadt (Innere Klosterstraße) und der Benediktinerkonvent aufgelöst wurden, beschlagnahmte die Regierung die Gebäude der Benediktiner. So ward aus dem Kloster „das Schloß“. Den veränderten Zwecken paßte man auch die Räume an und so verschwand ein alter Bauteil nach dem andern. Um 1910 waren eigentlich nur im Vorraum des „Schloßrestaurants“ — schließlich war sogar eine Gastwirtschaft in den Bau gekommen — noch Architekturteile des ehemaligen Kreuzganges zu erkennen. Deshalb war es lebhaft zu begrüßen, als der Verein für Chemnitzer Geschichte beschloß, seine Sammlung, die bisher im Museumsbaue Raum mangels wegen nur sehr unübersichtlich untergebracht war, in das „Schloß“ zu verlegen, nachdem die Räume, vor allem die ehemalige Gastwirtschaft, von allen störenden Einbauten späterer Zeit befreit worden waren. Der Versuch gelang überraschend. Unter der Hülle nachträglicher Übermauerung hatte sich mehr erhalten, als man zu hoffen gewagt hatte, sogar ein beachtlicher Teil des östlichen Kreuzganges. Allerdings haben die Mittel zunächst nur eine Teilarbeit gestattet. Werden die Arbeiten in besseren Zeiten fortgesetzt, so ist noch mancher Fund zu hoffen.

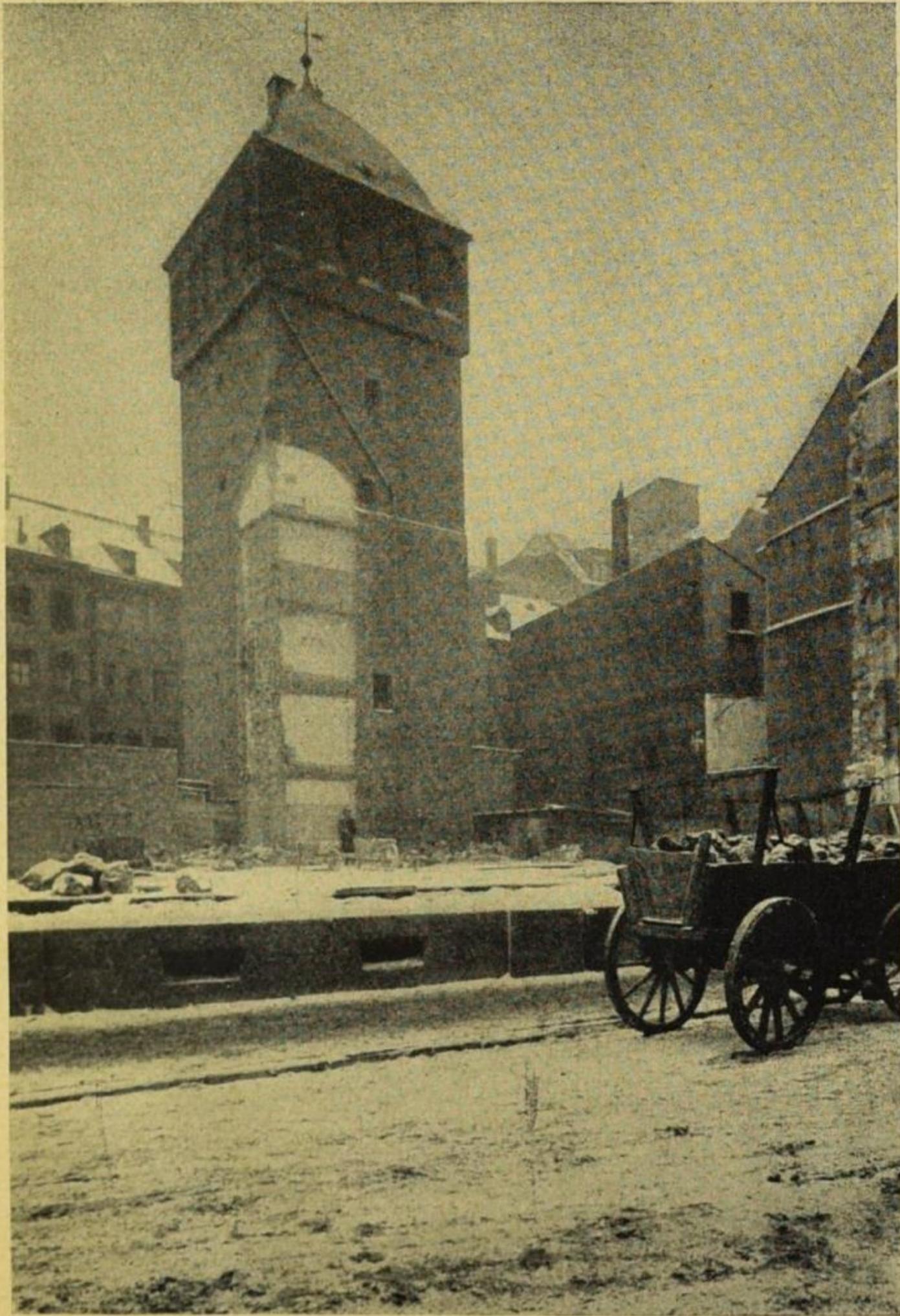
In den Museumsräumen hat der Kustos der Sammlung, Dr. Joseph Müller, seine Schätze vorbildlich aufgestellt. Besondere Beachtung verdienen gute mittelalterliche Plastiken, das „Heilige Grab“ aus der Jakobikirche, Schnitzereien aus dem Gotteshause zu Neufkirchen: Reste eines Familienepitaphs, das wuchtige Barockgrabmal des letzten Herrn von Taube auf Neufkirchen, Putten, die wohl einst das Orgelgehäuse schmückten. Ein besonderer Raum umfaßt Grabplastiken, von denen die ältesten Platten künstlerisch wenig hoch stehen. Um so bessere Arbeiten bringt die Barockzeit, auffällig oft den Saturn und die weibliche Allegorie. Die meisten Steine stammen vom Johannisfriedhofe, den wir schon besuchten. Einen Trost vor allem gibt

uns das Museum: was Chemnitz noch an Altertümern gerettet hat, ist in guten Händen, und auch hier ist — endlich! — die Zeit vorbei, wo man alte Dinge achtlos beiseite warf und vernichtete.

Der ehemalige Wirtshausgarten ist mit Grabplastiken (darunter ein klassizistisches Denkmal aus Lauchhammerarbeit) in ein Freiluftmuseum verwandelt. Ein schöner Blick auf die Stadt zeigt uns deutlich ihre Anlage, ihr allmähliges und dann jähes Wachstum. Unweit zur Rechten liegt die Gastwirtschaft „Schloß Miramare“. Die wenigsten Gäste mögen ahnen, welch' trauriges Ereignis diesen Namen veranlaßt hat. Erzherzog Maximilian von Österreich, der Bruder Franz Josephs, Schloßherr auf Miramare an der Adria, hatte sich überreden lassen, die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen. Die mexikanischen Republikaner wehrten sich gegen den ihnen aufgedrungenen Fürsten, nahmen ihn endlich gefangen und erschossen ihn standrechtlich 1867. Seine Gattin, Charlotte von Belgien, ward bei den vergeblichen Versuchen, in Europa Hilfe zu erlangen, wahnsinnig. Sie ist nach über sechzig Jahren Lebens in geistiger Nacht erst vor wenigen Jahren gestorben. Diese Tragödie beeindruckte damals Europa stark. So kam die Gaststätte zu ihrem Namen...

Die „Schloßgemeinde“, d. h. die Häuser auf dem Schloßberge, sind zum Teile noch hübsche, alte Kleinstadthäuser. Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein gehörten sie keineswegs zu Chemnitz-Stadt. Sie waren „amtsässig“, d. h. sie unterstanden der Amtshauptmannschaft unmittelbar. Das besonders altertümliche Haus fast am Fuße des Schloßberges war das „Salzamt“. Salz war in früheren Jahrhunderten Staatsmonopol und brachte als solches ein schönes Stück Geld ein. Damit sei aber den Steuererfindern kein Wink gegeben...

Wir umkreisen nun vollends den Schloßteich, wobei wir an einem eisernen Musikpavillon (links von unserem Wege) vorbeikommen, der den Sachkundigen sofort an ganz ähnliche in französischen Städten erinnert. Mit Recht: ein Fabrikant, der solche nach Frankreich lieferte, hat ein Stück seiner Heimatstadt geschenkt. Wieder durch die Anlagen am Reformrealgymnasium



Roter Turm

gehen wir jetzt über die neuzeitlich schöne Hartmannbrücke in die Hartmannstraße. Sofort sehen wir die alte Chemnitzer Vorstadt vor uns. Diese niedrigen Häuser mit breiten Toreinfahrten waren Rast- und Gaststätten der Fuhrleute, die von Leipzig kamen oder dorthin abgingen. Am besten hat sich der „Goldene Stern“ erhalten. Aber auch sonst und in der äußeren Klosterstraße, in die wir einbiegen, stehen zahlreiche Bürgerhäuser, meist zweigeschossig, die gut zwei Jahrhunderte gesehen haben können. Hier war der fast handwerkliche Kleinbetrieb der Tuchscherer, Wollkämmer, Färber und Bleicher daheim. Die Windungen der Straßen verursachen heute der Verkehrspolizei manche schwere Stunde, zumal die geringe Breite der Straßen noch durch den Betrieb der Elektrischen eingeengt wird. Großstadtleben im Kleinstadtrahmen: gewiß malerisch, aber leider nicht ungefährlich.

Erst an der Theaterstraße atmen wir wieder auf. Hier ist Raum, Bewegungsfreiheit, und doch auch für uns allerlei zu sehen. Das schlichte Gebäude mit dem sonderbaren Dachreiterstumpfe ist die Stadtbücherei. Ursprünglich war es die erste Chemnitzer Bürgerschule. Wie eng müssen noch vor hundert Jahren die Verhältnisse gewesen sein, daß ein solcher Bau zureichte. Und er hat lange Zeit zugereicht. Die Straße, die an ihr gleichläufig mit der Inneren Klosterstraße nach dem Markte zu führt, hat den bezeichnenden Namen „Am Plan“. Hier war einst der große Bleichplan der Stadt Chemnitz. Fast gegenüber, das Haus (Theaterstraße 30; Firma Odrich) mit den außergewöhnlich vorgeschobenen Dachrändern und dem offenen Bodenraume war das zugehörige Bleichgut. 1705 erbaut steht es heute unter Denkmalschutz.

Über das Grün der Anlagen und die Dächer der Häuser ragt ein ungewöhnlich behelmter Turm empor: das letzte Wahrzeichen der ehemaligen Stadtbefestigung, der vielgenannte „Rote Turm“. Sein Name dürfte doppelten Ursprungs sein. Einmal ist er aus Ziegeln erbaut, also wirklich rot. Dann aber diente er Jahrhunderte hindurch Gerichts- und Gefängniszwecken. Da in früheren Jahrhunderten die „rote Fahne“ (Blutfahne) das Sinnbild des „Halsgerichtes“, d. h. des Rechtes über Leben und

Tod war (deshalb finden wir sie auch im Gefolgszuge der Fürsten, die dieses Recht besaßen — so ist auch das älteste Vorkommen der Farbenzusammenstellung Schwarz=Rot=Gold zu erklären: Habsburger Hausfarben Schwarz=Gelb und Blutfahne!), nannte man auch den Gerichtsturm den „Roten“ Turm. Erst 1929 ist er endgültig dieser trüben Bestimmung entkleidet worden. Damals riß man in der Herrenstraße die alten Häuser ab, die ihn fast ganz verbargen. Aber nur wenige Wochen lang durften wir diesen Bau sehen, der soviel Elend, Unglück, aber auch viel Mannesmut geschaut hat. Dann verdeckte ein Neubau, natürlich ein Kino, wieder dieses Stück Stadtgeschichte. Der Gedanke, den Turm der Öffentlichkeit zugänglich zu machen — man sprach davon, ein Kaffeehaus oder eine Weinstube hineinzulegen —, ist nicht weiter verfolgt worden.

Wenn schon eine Gaststätte kaum die rechte Verwendung für dieses tiefernste Bauwerk gewesen wäre, der Wunsch, den Turm — etwa zu irgendwelchen Sammlungszwecken — zu öffnen, ist berechtigt. Hier haben Männer ihren Freiheitsdrang büßen müssen, die weiten Kreisen des Volkes mehr waren und mehr sind als bloße Namen. Zunächst Karl Stülpner. Wer nicht dem Erzgebirge nahesteht, der hat über diesen Mann kein richtiges Urteil. Er war weder die Romanfigur, wie sie K. A. Siedeisen entworfen hat, noch weniger der Filmheld, wie ihn 1930 die Firma Siegert zeigte: er war der Erzgebirgler, den die ewige Not seiner Heimat — die heute wieder so tief ist! —, zum gefühlsmäßigen Widersacher dessen machte, was Behörde, Besitz und geschriebenes Recht anging. Darum ist „Stülpner Karl“ noch heute in seiner Heimat so lebendig...

Auch Heubner brachte hier die ersten Tage nach seiner Festnahme zu: ein Stülpner ins Bürgerliche, Geistige übersetzt, trotz seiner Losung in Dresden „Heilig ist das Eigentum“, die er den kommunistischen Gedanken Bakunins, aber auch Gottfried Sempers und Richard Wagners entgegenstellte. Gerade dadurch um so tragischer.

Und endlich August Bebel, der von sich selbst einmal im Scherze sagte: er habe — aus politischen Gründen! — so ziemlich

in allen Gefängnissen Sachsens gefessen. Ihm folgte — zur Zeit des Sozialistengesetzes vor allem — eine lange Reihe von Gesinnungsgenossen, denn gerade in den Wahlkreisen Chemnitz-Stadt und Chemnitz-Land prallten und prallen noch heute die politischen Gegensätze hart aufeinander. Aus doppeltem Grunde kein Wunder: der Erzgebirgler hat einen harten Kopf, der alles verabscheut, was „halb“ ist. Und dann: seit Jahrhunderten ist die Armut seine Weggenossin. Not lehrt nicht alle beten: viele lehrt sie auch kämpfen. Wer den „Radikalismus“ in Chemnitz und im Erzgebirge schilt, soll sich das vor Augen halten.

Wir folgen der Theaterstraße und überqueren das Straßenkreuz am Kaffeehaus „Gotha“ geradeausgehend. Nachdem wir die Innere Johannisstraße überschritten haben, stehen wir bald vor dem Gasthause „Zu den drei Schwänen“. In ihm ward 1849 Heubner verhaftet, als er nach der Niederwerfung des Dresdner Maiaufstandes heimkehrte. Diese Rückkehr erscheint zunächst planlos. Aber Heubner hatte wohl das Spiel noch nicht aufgegeben. Er rechnete auf die Stimmung „im Gebirge“, das hatte er auch in Dresden immer und immer wieder betont. Im Gebirge sollte der Aufstand weitergeführt werden, vielleicht eine Art Bandenkrieg. Heubners Persönlichkeit war bekannt genug, seine Gesinnungstreue nicht minder. Er hätte leicht Gefolgschaft gefunden. Das war nun mit einem Schlage aus. Erst zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Zuchthause und 1859 endgültig begnadigt, hatte er alles seiner Idee geopfert. Manche seiner Gesinnungsfreunde waren noch hartnäckiger. Der ehemalige Hofkantor Röckel weigerte sich, die Gnade des Königs (Johann) anzunehmen und mußte — gewaltsam aus dem Zuchthause zu Waldheim entfernt werden — „als lästiger Ausländer“, denn er war geborener Österreicher!...

Gehen wir noch einige Schritte weiter zum Beckerplatz.

Mehr als der Markt ist er ein geschlossenes Ganzes: Chemnitz um 1928. Das Warenhaus Tieß mit seiner riesigen Lichtreflektoren, die Banken, das Reichskaffee, das Polizeipräsidium — das allerdings nächstens umziehen wird — sind stattliche Bauten, wie sie sich eine Stadt schuf, die eine große Zukunft vor sich sah.

Bis zu einem gewissen Grade ist hier das Sieberthermometer der Stadt Chemnitz. Stehen die Riesenwagen der Überfallkommandos fahrbereit oder gar besetzt auf der Auffahrtrampe des Polizeipräsidiums, dann wissen wir: Unruhe in der Luft. Irgendeine Partei demonstriert für oder gegen irgend etwas.

Und wann wird die Besserung kommen, wenigstens die Gewißheit, das Schlimmste liegt hinter uns? Vielleicht gibt uns die Geschichte der Stadt die beste Antwort. Wie wir uns heute, so fragten sich 1648, 1763, 1849 die Chemnitzer von damals. Die Stadt Paris, nach Rom die schicksalsreichste der Welt, hat den Wappenspruch: „fluctuat nec mergitur“ d. h. „sie wird umhergeworfen, aber unter geht sie nicht“; Paris hat seiner Lösung Ehre gemacht. Möge Chemnitz dies Schicksal teilen: „fluctuat nec mergitur“.

3. Geschichtsstätten um Chemnitz

Wie die Stadt selbst, so hat auch die Umgebung von Chemnitz lange Zeit unter dem irrigen Vorurteile gelitten, sie müsse von der Industrie aller geschichtlichen und landschaftlichen Sehenswürdigkeiten beraubt worden sein. Auch dies ist ein gewaltiger Irrtum. Selbst in den Dörfern, die heute die Großstadt Chemnitz verschlungen hat, fehlt es nicht an reizvollen Winkeln, an alten malerischen Gebäuden, die vor allem über die Bauweise des erzgebirgischen Dorfes vor hundert und mehr Jahren reichen Aufschluß geben. So lohnt es sich z. B. mit dem Besuche des geschmackvollen Stadtparkes einen solchen von Alt-Chemnitz zu verbinden, wo noch eine beträchtliche Anzahl alter Höfe steht, teilweise noch von schönen, alten Bäumen umschattet. Freilich dienen sie längst nicht mehr Landwirten zum Aufenthalte, sondern sind in Miethäuser, mancher sogar in Speicher usw. verwandelt worden.

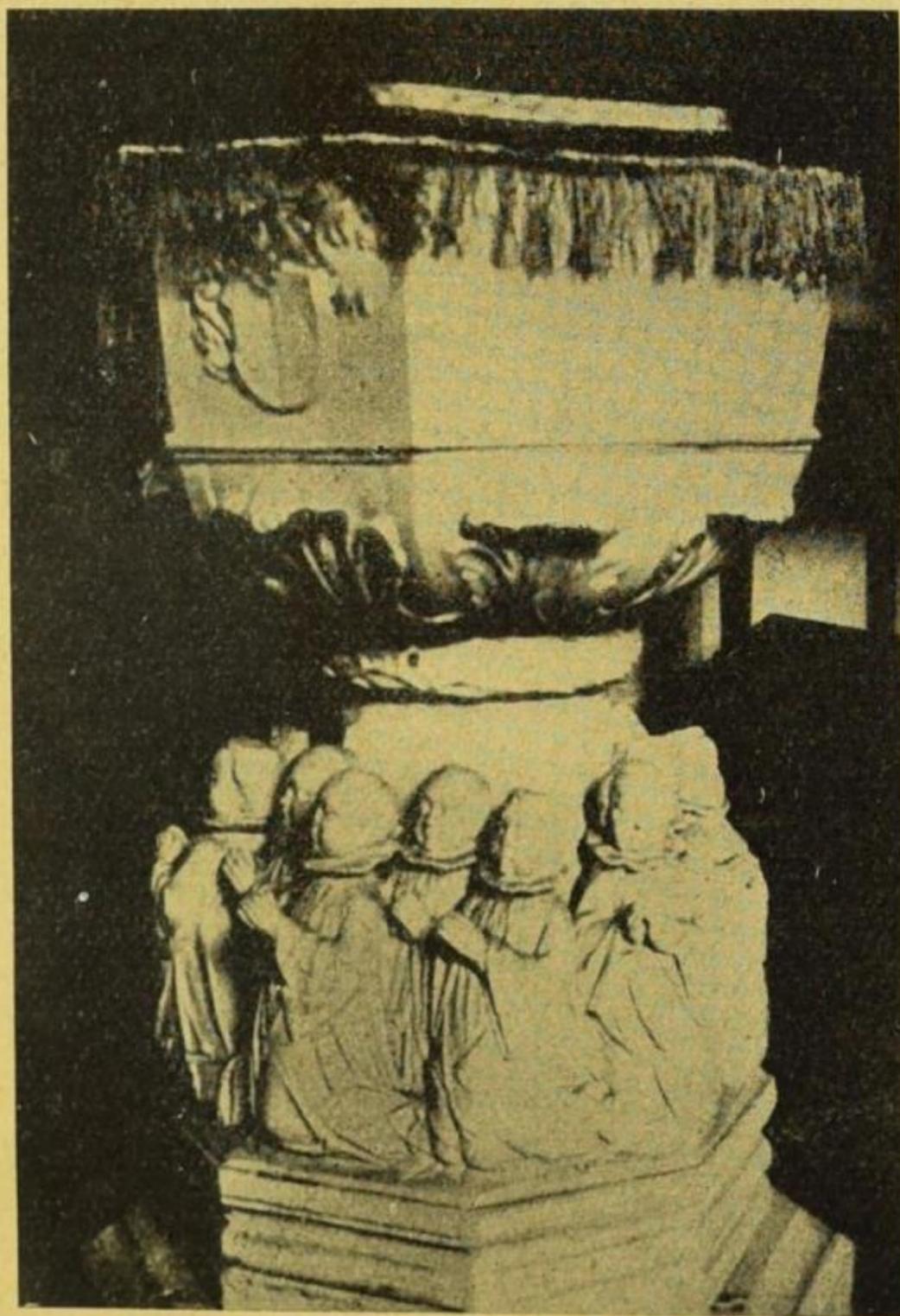
Wollen wir in die entfernteren, noch „freien“ Dörfer der nächsten Umgebung, so benutzen wir — wenigstens bis zum Stadtrand — die Straßenbahn oder den Autobus. Den Naturfreund wird am meisten ein Ausflug nach „Waldesrauschen“ (Einsiedel) befriedigen. Ab Salkeplatz führt

uns der Autobus nach Reichenbrand bis zum „Jägerschlößchen“. Schon wenn wir den Wagen verlassen und die häßlichen Bretterwände der Südkampfbahn hinter uns haben, sehen wir ein wunderschönes Erzgebirgspanorama vor uns. Die Landstraße steigt dann nach dem langgezogenen Erfenschlag hinab. Mitten in dem Dorfe fallen uns auf dem rechten Zwönitzufer zwei schloßartige Bauten im Zopfstile auf. So baute das endende 18. Jahrhundert seine Fabriken: es sind die ehemals Hübnerschen „Spinnmühlen“ (heute eine Strumpffabrik bzw. Plüschweberei). Einen ähnlichen kunstvollen Fabrikbau besitzt übrigens auch Burgstädt, das ihn — zum Rathaus umgewandelt hat, sogar zu einem sehr schönen Rathaus. **Erfenschlag** und **Einsiedel** (sie gehen so ineinander über, daß man in Chemnitz gern sagt „Erfensiedel“) zeigen noch manches hübsche alte Bauernhaus. Vom „Waldesrauschen“ hat man einen reizvollen Blick in das Erzgebirgsvorland. Liebhabern von Dialekten sei empfohlen, die Wanderung nach dem „Saurande“ fortzusetzen, wie der Chemnitzer lieblos die Dörfer **Kemtau** und **Eibenberg** heißt. Dort wird ein fabelhaft echtes „Arzgebargsch“ gesprochen...

Eine wohlerhaltene Wasserburg besitzt **Neufirchen** im Würschnitztale. Um dahin zu gelangen, benutzt man am besten den Autobus, der am Nikolaibahnhof abfährt. Der Anmarsch über den Flughafen — von dort hat man einen schönen Blick auf Chemnitz — ist etwas einförmig und zeitraubend. Was die Kirche des Ortes einst an Kunstschätzen barg, haben wir schon in Chemnitz im Museum gesehen. Das „Rittergut“ ist, wie gesagt, eine Wasserburg, die sich aus dem Flachlande hierher verirrt zu haben scheint. Seine heutige Gestalt dankt es den Herren von Taube, deren Glück mit Christoph von Taube, dem — wenig erfreulichen — Günstling Johann Georgs I., begann.

Eine echte Erzgebirgsburg dagegen ist **Schloß Rabenstein**. Wir besteigen die Straßenbahnlinie 1 oder 2, die das Schild „Reichenbrand“ führt, und fahren bis zur Endstelle. Von da wenden wir uns rechts nach dem weithin sichtbaren Rabensteiner Krankenhause und von da nach Dorf Rabenstein. Die neuzeitliche Kirche bietet innen geschichtliche Denkmäler: den

eigenartigen Taufstein von etwa 1585, an dessen Fuß eine Anzahl Täuflinge in recht naturgetreuer Bildhauerarbeit kniet. An der Wand der Sakristei steht Christoph von Carlowitz auf Rabenstein und seine Gattin. In dem Treppenhause des Turmes



Taufstein (um 1585) in Rabenstein.

verteilt finden wir eine Anzahl Kindergrabsteine der gleichen Familie, darunter einen mit den treuherzigen Worten:

Hier Ruhet Under Diesen Stein
Des Jegermeisters Döchterlein
Katharina Crispina Genannt
Jesu Christi (sic!) Alzeit Wol Bekannt.

Die Erlaubnis zur Besichtigung wird im Pfarramt erteilt, und man wird liebenswürdig und sachkundig geführt.

Durch das Dorf kommen wir zum Schlosse Rabenstein, das teilweise in Trümmern liegt. Nur Palas und Bergfried sind erhalten. Zutritt zu dem Schlosse erlangt man durch Meldung beim Schloßgärtner im Rittergute. Unter der zerstörten Vorburg eine Anzahl tiefer Keller, sogenannte „Verließe“. Der Palas ist im 19. Jahrhundert „restauriert“ und mit einer Anzahl — gutgemeinter — geschichtlicher Bilder verziert worden. Auch verschiedene Funde, Rüstungsteile, alte Stiche und Schriften sind zu einer kleinen Sammlung vereinigt worden, deren Glanzstück übrigens — eine echte japanische Samurairüstung ist. Die Burg war wohl niemals ein „Raubschloß“, eher das Gegenteil: der Sitz eines „Geleitsherrn“ d. h. eines Beamten, der die Straßen gegen Überfälle zu sichern hatte. 1375 verkauften die Waldenburger Schloß und Herrschaft an das Chemnitzer Kloster, das — der Sage nach — durch einen unterirdischen Gang mit der Burg verbunden ward. Schöne Waldwege führen uns dann zum **T o t e n s t e i n e**, der von dem Maria-Josepha-Turme gekrönt wird. Am Fuße des Turmes sehen wir in einer künstlichen Grotte Reste des seltenen Leuchtmooses. Die rührende Sage vom „Totensteine“ — Meiche erwähnt sie darum wohl nicht — ist bestimmt eine „literarische“, die dichterisch das Leuchtmoos verklären soll. Von Gröna, das vor dem Totensteine ausgestreckt liegt, gelangen wir am besten mit der Eisenbahn nach Chemnitz zurück.

Das nahe „Stift Ebersdorf“ hier zu besprechen, würde zu weit führen, da kultur- und kunstgeschichtliche Erörterungen weiteren Umfanges sich nötig machen würden. Ein Besuch sei aber lebhaft empfohlen (in Verbindung mit dem Schloßparke von Lichtenwalde). Man besteigt am Johannisplatz die Linie 7 und fährt bis zur Endstelle Hilbersdorf, folgt von da der Landstraße bis Reichels Gasthof und schlägt dann den Feldweg zur Linken ein, der in das Dorf führt.

C. Heinrich, Dresden-N.

4 A 2378

- Nr. 10. Dr. H. Beschorner**, Staatsarchiv-Direktor,
Dresden:
Die Hoflöfznitz bei Dresden
- Nr. 11. Dr. phil. Erich H. Müller**, Dresden:
Dresdner Musikstätten
- Nr. 12. Moritz Herschel**, Oberlehrer, Radeberg:
Eine Heidewanderung nach dem Rade-
berger Schlosse
- Nr. 13. Dr. phil. Otto Rudert**, Stud.-Rat, Chemnitz:
Alte Dresdner Friedhöfe
- Nr. 14. Adolf Schruth**, Schriftleiter, Kötzschenbroda:
Vom Spitzhaus zum Jakobstein. Geschicht-
liche Streifzüge durch die Löfznitz
- Nr. 15. Dr. phil. Herbert Pönicke**, Dresden:
Durch die Wollgewerbezünfte des unteren
Vogtlandes
- Nr. 16. Dr. H. Gröger**, Stadtarchivar, Meiffen:
Klosterfahrten im Meiffner Land
- Nr. 17. Dr. Pietsch**, Stadtarchivar, Plauen i. V.:
Eine geschichtliche Wanderung durch
Plauen im Vogtland
- Nr. 18. Dr. Schröder**, Leipzig, Stadtgeschichtliches
Museum:
Burgen und Schlösser im unteren
Zschopautale

Nr. 19. Dr. phil. Herbert Pönicke, Dresden:
Die Messe und die Zünfte der Stadt Leipzig

Nr. 20. Dr. Joh. Langer,
Wanderungen durch das mittelalterliche
Freiberg

Nr. 21. Dr. phil. Otto Rudert, Stud.-Rat, Chemnitz:
Das alte Chemnitz

In Vorbereitung u. a.:

Dr. Leipoldt, Dresden:
Auf Spuren der Vergangenheit im Burg-
steingebiete (Vogtland)

Grafe, Oberlehrer, Dresden:
Großsedlitz

Dr. A. Brabant, Oberstaatsarchivar, Dresden:
Kampfstätten im Meißner Lande

Dr. H. Gröger, Stadtarchivar, Meissen:
Von Gauernitz nach Hirschstein (Mark-
meißnische Elbschlösser)

Jedes Heft 60 Pf.

Doppelheft M. 1.—

Die Sammlung wird fortgesetzt und behandelt das ganze
Sachsenland.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

27. Sep. 1984
10. Juli 1986

26. Sep. 1986
01. März 1991

Hinweise

1. Ex. = 2. 8° 4077, Nr 21 = 0
2. Ex. = Ers.

1 Titellb.

Signatur	Stok
4 A 2378	RL

RS

Bub

42

AK

2:

Titelaufn.

AKB

Ri

14.1.82

FK

1. Sachver 20. 1. Wm 70

2. Bombe, 162, 1

Blo K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-
vermerk

ZFB2

2017

SLUB DRESDEN



3 4001928

